

nen ganzen Monat hindurch keine Wagner-Oper, hingegen dreimal in der Woche Meyerbeer gespielt wird? Sind wir in Palästina oder in einer deutschen Stadt?»

Mit Wagners Siegeszug begann neben dem Ruhm Meyerbeers auch seine musikhistorische Bedeutung zu verblassen. Sabine Henze-Döhring und Sieghart Döhring sprechen in ihrer Meyerbeer-Biografie sogar von Wagners Abhängigkeitsverhältnis und deuten es als geistigen »Vatermord«. Seither gibt es die »Wunde Meyerbeer« in der Musikgeschichte, gerade der deutschen. Mag man über den Rang des Komponisten heute auch anders denken als seine Zeitgenossen, so ist diese

Erbschaft noch nicht abgetragen. Freilich braucht Meyerbeer unbedingt die Bühne, die szenische Vergegenwärtigung, den Einsatz großer Mittel – nicht um durch Effekte zu verblüffen, sondern um Ursache und Wirkung in ein nachprüfbares Verhältnis zu setzen. Er braucht mutige Theaterleiter, kluge Regisseure und nicht zuletzt Sänger, die seinen anspruchsvollen Partien gewachsen sind.

Literatur zum Thema:

Sabine Henze-Döhring/Sieghart Döhring: *Giacomo Meyerbeer. Der Meister der Grand Opéra. Eine Biographie.* C.H. Beck, München 2014, 272 S., 22,95 €.



Hanjo Kesting

ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein: *Grundschriften der europäischen Kultur. Erfahren, woher wir kommen.*

Ulrich Baron

Fiktionen und Mythen

Neue Bücher über Indien

Vielleicht haben die Berichte über die brutale Gruppenvergewaltigung und Ermordung einer Studentin in Delhi im Dezember 2012 vermocht, was den Nachrichten über pogromartige Ausschreitungen mit Tausenden Toten und über Selbstmorde ungezählter indischer Kleinstbauern in den Jahren zuvor nicht gelungen war. Vielleicht haben sie einen Wandel unseres Bildes von Indien bewirkt. Und dazu ist es Zeit: »Es ist nicht nur eine Inderin, die Opfer einer Vergewaltigung wird«, schreiben die Journalisten Georg Blume und Christoph Hein über »Indiens verdrängte Wahrheit«. Allein Indiens Premierminister Manmohan Singh, den die Autoren zu den »letzten Aufrichtigen in der indischen Politikerklas-

se« zählen, sei in seiner neunjährigen Regierungszeit für den Tod von 18 Millionen Frauen »mitverantwortlich« geworden: »Fast ebenso viele verhungerte Kinder hat seine Regierung auf dem Gewissen – denn Schutz gewährte sie ihnen nicht.« Neben dem Abfluss von »59 % des Getreides, das die Zentralregierung unter Führung Singhs für die Speisung der Armen bereit hält«, auf den Schwarzmarkt, spiele dabei vor allem die Diskriminierung der indischen Frauen eine maßgebliche Rolle. Dieser verdrängte Massenmord sei kein Genozid, sondern ein Genderzid: »Es sind vor allem die ungeborenen Mädchen in den Städten, die kastenlosen »unberührbaren«, neugeborenen Mädchen auf dem Land und die

Witwen in den armen Schichten, derer sich eine auf materialistischen Zugewinn programmierte Gesellschaft brutal entledigt.«

Neben Abtreibung und Hunger zählten auch Brandanschläge zu den Mitteln solcher Entledigung. Die Autoren verweisen auf Berechnungen der nordamerikanischen Ökonomen Debraj Ray und Siwan Anderson, nach denen in Indien jährlich 225.000 mehr Frauen als Männer aufgrund von tödlichen Verletzungen sterben: Ein Großteil dieser Toten sind Brandopfer und lassen sich laut Debraj und Anderson auf Brautverbrennungen zurückführen. Ehefrauen und Schwiegertöchter würden noch vielfach als Mitgiftquellen und kostenloses Hauspersonal betrachtet, denen man bei Nichtgefallen mit Feuerzeug und Kerosinkanister zu Leibe rücke. Die Zahl solcher Fälle bezifferten die Forscher auf 270 pro Tag, und die Autoren fragen dazu rhetorisch: »Man stelle sich vor, in China oder in einem islamischen Land würden jeden Tag 270 wehrlose Frauen von ihren Männern verbrannt – welchen Aufschrei würde es im Westen geben?«

Warum ist dieser Aufschrei in Hinblick auf Indien bislang ausgeblieben? Natürlich versuchen Blume und Hein den Eindruck zu erwecken, dass gerade ihr Buch dieser Aufschrei sei, doch sie selbst haben schon seit Jahren als Auslandskorrespondenten aus Indien berichtet und zitieren deshalb den indischen Schriftsteller Pankaj Mishra: »Es gab noch keinen ausländischen Korrespondenten in Delhi, der auf Dauer nicht dem Charme der Nehru-Eliten erlegen ist.« Deshalb sei »das von Ghandi und Nehru während des Unabhängigkeitskampfes geschaffene Bild der rechtschaffenen, demokratischen Eliten in Indien bis heute in der westlichen Öffentlichkeit ungeboren.«

Den Gott, der keiner war, hat man in den Orkus geschickt. Nach Lenin und Stalin rechnet man nun auch Mao die Opfer vor, die sein »großer Sprung nach vorn«

und seine »Kulturrevolution« gefordert haben, aber der Glaube an Indien schien unerschütterlich. Kaum hatte es sich, um einmal Rudyard Kiplings berühmt-berühmtes Diktum umzudrehen, der Bürde des weißen Mannes entledigt, war es wieder das, was es seit jeher gewesen war: »Erstaunlicher Gedanke: daß eine Kultur oder Zivilisation eine solche Kontinuität über fünf- oder sechstausend Jahre hinweg besitzt, und das nicht in einem statischen, unveränderlichen Sinne, denn Indien hat sich ja die ganze Zeit verändert und weiterentwickelt«, zitiert der in Irland geborene britische Historiker Perry Anderson in seiner brillanten Studie *Die indische Ideologie* einschlägige Überlegungen von Jawaharlal Nehru. Zu deren Grundlagen zählt offenbar eine magische Dialektik, durch die Dinge, die in der übrigen Welt als zumindest schwer vereinbare Gegensätze gelten, in Indien quasi naturwüchsige Synthesen bilden. Anderson nennt vier Topoi, die in der »offiziellen und intellektuellen Metaphorik Indiens« von zentraler Bedeutung seien: »Altertum/Kontinuität, Vielfalt/Einheit, Massenhaftigkeit/Demokratie und Multireligiosität/Säkularität.«

Noch über diesen Begriffspaaren schwebt für Anderson ein »Glaubensartikel«, nach denen, mit Ghandis Worten, »Indien ein von der Natur geschaffenes, ungeteiltes Land« gewesen sei, dessen Bewohner »bereits eine Nation waren, ehe die Briten nach Indien kamen«. Nun reichen Ghandis politische Wurzeln in jene Zeit zurück, als er in Südafrika Teil einer indischen Diaspora war, die der Vorstellung vom ungeteilten Indien objektiv widersprach.

Subjektiv aber bewirkte die Diaspora-Erfahrung offenbar genau das Gegenteil, weshalb es immer wieder lohnt, die Werke des als Nachfahre indischer Kontraktarbeiter auf Trinidad geborenen V. S. Naipaul zu lesen. Vor allem sein 1990 als *India. A*

*Magische
Dialektik*

Million Mutinies Now (Indien, Land des Aufbruchs) erschienenen Buch liefert eine verständlich dargestellte Außenperspektive, die nichts von der Verklärung Indiens durch westliche Morgenlandfahrer hat: »Die indischen Gruppen in Übersee waren durchmischt«, schreibt Naipaul, dem das reale Indien durchaus unübersichtlich erscheint: »Sie stellten Indien in Miniatur dar, mit Hindus und Moslems und mit Menschen aus unterschiedlichen Kasten.« Doch etwas habe diese Vorgänger der indischen Fachkräfte und Expatriats von heute verbunden: »Sie waren benachteiligt, niemand vertrat sie, ihnen fehlte eine politische Tradition. Ihre Sprache und Kultur trennten sie von den Menschen, unter denen sie sich wiederfanden; auch zu Indien selbst hatten sie keine Verbindung (die Dampferfahrt von Trinidad und den Guyana-Territorien nach Indien dauerte viele Wochen)«. Daraus habe sich eine Vorstellung entwickelt, auf die Naipaul bald auch einen Ghandi kommen lassen wird: »Unter diesen besonderen Umständen bildeten sie etwas aus, was sie in Indien nie empfunden hätten: ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer indischen Gemeinschaft. Dieses Gemeinschaftsgefühl war stark genug, um über Religion und Kastenwesen zu triumphieren«.

Aus Sicht der Emigranten wurde die alte Heimat zum Gelobten Land. Nur für Naipaul nicht. Das koloniale, ländliche Trinidad mit seiner Armut erschien ihm als Kerker, in dem ihm das Indien, aus dem seine Vorfahren »auf der Suche nach einem besseren Leben« ausgerechnet hierhin ausgewandert waren, naturgemäß zu einem »höchst schreckenerregenden Ort« geworden sei: »Dieses Indien war etwas Privates, Persönliches, jenseits des Indiens, über das ich in Zeitungen und Büchern las. Dieses Indien, beziehungsweise die Ängste, die dieser Ort hervorrief, von dem wir stammten, ähnelte einer Neurose«.

Generationen voller Leid

Vielleicht hat Naipaul diese Neurose besonders empfänglich gemacht für Menschen und Geschichten, bei denen sich solche Ängste bewahrheitet haben. In Bombay begegnet er dem Sekretär eines »einflussreichen Politikers«, der ihm von sich und seiner Familie und ihrem zermürbenden Kampf gegen den sozialen Abstieg erzählt. Auf wenigen Seiten rollt hier eine Geschichte ab, aus der ein indischer Doderer einen voluminösen Roman hätte machen können, aber Naipauls Gewährsmann scheint sie mit Worten beschrieben zu haben, die seinem Leben etwas Kafkasches geben: »Ich habe es nicht weiter gebracht, als mein Vater und mein Großvater es zu Anfang des Jahrhunderts gebracht haben«, resümiert der Sekretär ein Leben, das nicht nur seine künstlerischen Ambitionen hat erlöschen lassen: »Mein einziger Trost ist, dass es mir, wenn auch als Sekretär, nicht so schlecht geht wie den meisten anderen Sekretären. Und vielleicht halte ich mich auch schon gar nicht mehr für einen bloßen Sekretär.«

Solche aus der Tretmühle des Alltags gesprochenen Worte, auf denen die Leiden generationenlanger Mühsal und Ängste lasten, erschließen Indien besser als die Phrasen seiner Ideologen und machen auch die Rücksichtslosigkeit, das Wegschauen seiner rührigen Mittelständler gegenüber den Unberührbaren, den Schwachen, den Hilflosen verständlicher. Allein die schiere Größe Indiens, die Masse seiner rund 1,2 Milliarden Bewohner, seine überfüllten Städte, überquellenden Züge lassen es unmöglich erscheinen, darin nicht unterzugehen.

Anderson weist darauf hin, dass Indiens traditionelle Einheit eine Fiktion sei und der Begriff Indien eine sehr vage europäische Ortsangabe. Gerade die ethnischen und religiösen Unterschiede hätten es den Briten erlaubt, den Subkontinent zu erobern und zu beherrschen. Der größte Arbeitgeber Britisch-Indiens sei die Armee gewesen, die »stets ein Drittel bis die Hälfte

te der Steuereinnahmen« verbraucht habe.

Was dann geschah, als Ghandis gewaltloser Widerstand dieses Regiment beendete und das muslimische Pakistan sich abspaltete, hat der unlängst verstorbene indische Romancier Khushwant Singh 1956 in seinem Roman *Der Zug nach Pakistan* (erschienen im Insel Verlag) beschrieben – eine der größten Vertreibungen der Geschichte mit Hunderttausenden von Toten. Was vom pazifistischen Erbe Ghandis nicht schon damals in Trümmer ging, wird für Anderson seitdem von einer Familiendynastie regiert, »deren Name so verlogen klingt wie die billige Imitation einer Luxusmarke«.

Geht man noch einmal zurück auf jene vier Topoi, die er zuvor benannt hat, so kann man daraus einen beunruhigenden

Schluss ziehen – dass in so großen Staaten Massenhaftigkeit und Demokratie sich möglicherweise ebenso wenig vereinbaren lassen wie Vielfalt und Einheit. Und man könnte, statt nur den Indern gute Ratschläge zu geben, gerade angesichts der neuen Krim-Krise einmal fragen, was an der Einheit unseres Kontinents historisch gewachsene Wirklichkeit ist und was europäische Ideologie.

Perry Anderson: Die indische Ideologie (Deutsch von Joachim Kalka). Berenberg, Berlin 2014, 208 S., 22,00 €. – Georg Blume/ Christoph Hein: Indiens verdrängte Wahrheit. Edition Körber-Stiftung, Hamburg 2014, 200 S., 17,00 €. – V.S. Naipaul: Indien. Land des Aufruhrs. List Taschenbuch. Berlin 2007, 672 S., 12,95 €.



Ulrich Baron

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de

Carl Wilhelm Macke

Vom Zoo in den Dschungel

Marci Shores Buch »Der Geschmack von Asche«

Die deutsche Übersetzung von *The Taste of Ashes. The Afterlife of Totalitarianism in Eastern Europe* erschien genau in den Tagen, als die Krise in der Ukraine eskalierte. So konnte man die Aufzeichnungen der amerikanischen Historikerin Marci Shore über ihre Reisen durch einige post-kommunistische Länder Osteuropas immer auch parallel zu den Nachrichten vom Majdan in Kiew oder von der Halbinsel Krim lesen. In dem Buch stehen zwar weder die Ukraine noch Russland im Mittelpunkt, aber trotzdem sind diese Länder zwischen den Zeilen immer präsent, war doch die eins-

tige Sowjetunion für Jahrzehnte der Magnet, in dessen Kraftfeld sich zumindest die kommunistische Nomenklatura der einzelnen »Brudervölker« immer befand.

Als Ende 1989 die Mauer fiel, war Marci Shore knapp 18 Jahre alt. Von Europa wusste sie nach eigenen Angaben zu diesem Zeitpunkt nur wenig. Aber sie war schon früh aufmerksam geworden für die jüngere Geschichte dieses Kontinents, besonders auf die sich in den 80er Jahren bereits andeutenden Verwerfungen innerhalb der Gesellschaften des sogenannten »realen Sozialismus«. Vielleicht hatten auch